Nebraska Staats-Anzeiger.

— 12 Seiten jede Woche. —

Esser & Schaal, Herausgeber.
129 südliche 10. Straße.

A. Esser, Redakteur.

Entered at the Post Office at Lincoln, Neb., as second class matter.

Der „Nebraska Staats-Anzeiger" erscheint wöchentlich (Donnerstag) und kostet $2.00 für den Jahrgang. Nach Deutschland kostet dieses Blatt $3.00 und wird dafür portofrei wöchentlich expedirt.

Das Abonnement muß im Voraus bezahlt werden

Lokalnotizen 10 Cents per Zeile

Donnerstag, den 23. Januar 1896.

☞ Der „Nebraska Staats-Anzeiger" ist die größte deutsche Zeitung im Staate und liefert jede Woche

☞ **12 Seiten** ☜

gediegenen Lesestoff. Unser „Sonntagsgast" darf den besten deutschen Sonntagsblättern des Landes ebenbürtig an die Seite gestellt werden.

Zum 18. Januar.

Zu Ende nach langem, verderblichem Streit,
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit!
(Schiller.)

Am Samstag waren fünfundzwanzig Jahre verflossen seit jenem denkwürdigen Tage, wo die durch das auf so vielen schrecklichen Schlachtfeldern gemeinsam vergossene Blut wieder zusammengekittete Einheit der deutschen Stämme auch das Haupt, den sichtbaren Zusammenhalter derselben erhielt

Und ein Hohenzoller war es, den man kürte, den Bruder des Mannes, welchem im Sturmjahre 1848 von dem Volksparlament, das in der Paulskirche zu Frankfurt tagte, bereits die Kaiserkrone anbot, die jener aber ausschlug.

Sechs Tage nach der Schlacht von Le Mans, einen Tag nach der Schlacht bei Belfort, einen Tag vor der Schlacht bei St. Quentin und am Mont Valerien, inmitten von lauter Siegen deutscher Waffen, wurde im Prunkpalaste des l'etat c'est moi Ludwigs zu Versailles, des ärgsten Feindes Deutschlands, der König von Preußen, Wilhelm I, zum Kaiser von Deutschland ausgerufen.

Freilich hatte das deutsche Volk direct nichts mit der Wahl des Hohenzollern zu diesem höchsten Ehrenamte zu thun gehabt, seine Fürsten besorgten es, voran der König Ludwig II. von Bayern; aber jubelnd wurde dennoch in allen Gauen Germaniens das Ereigniß, welches sich dort im prächtigen Spiegelsaal des schätzereichen Schlosses des fränkischen Despoten abspielte, aufgenommen, gab's doch nun wieder ein einiges Deutschland.

„O, Ironie der Nemesis!", schreibt Scherr in jener „Gallerie des Glaces," in jenem Spiegelsaal ist es geschehen, an dessen Decke und Wänden der größwahnsinnige Despot, welcher uns Straßburg gestohlen hatte und auf dessen Gebot die Pfalz in eine Brandstätte verwandelt worden war, seine Vergottung hatte malen lassen.

Gerade unter dem großen Deckengemälde, welches Ludwig den Vierzehnten als einen thronenden Gott darstellt, dienend umgeben von den Genien der Weisheit, Tapferkeit und Schönheit, während Deutschland, Holland und Spanien besiegt und gefesselt zu seinen Füßen liegen, gerade hier war der Altar aufgebaut, an dessen Stufen in der Mittagsstunde vom 18. Januar 1871 das Hallelujah der deutschen Kriegschöre aufscholl, in welches fernher die Riesengeschütze des Mont Valerien ohnmächtig grollend hineinbrummten."

Die Kaiser-Verkündigungsfeier war eine sehr einfache. Die wirkliche Pracht der Handlung bestand in der Anwesenheit so vieler hervorragender Kriegs und Staatsmänner, sowie in der Anwesenheit von Abordnungen aller auf französischem Boden stehenden deutschen Heerkörper und Waffengattungen.

Diese Abordnungen des Volkes in Waffen bildeten mit ihren Fahnen und Standarten fürwahr einen prächtigen Schmuck des Ortes.

Zum ersten Male seit fast 700 Jahren neigten sich die Banner aller deutschen Stämme und Staaten, soweit der neue Reichsbau reichte, huldigend vor einem Oberhaupte der Nation.

Die Gesänge, welche die Feier einleiteten, wurden von vierstimmigen Chören, zusammengesetzt aus verschiedenen Regimentern gesungen.

Nach beendigtem Gottesdienste — der Divisionsprediger Rogge predigte über den Text: „Gott dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, Unsichtbaren und Alleinweisen sei Ehr' und Preis in Ewigkeit!" und sprach würdige herzbewegende Worte, namentlich im Hinweis auf die Beziehung der Feierlichkeit des Ortes — hielt der Bundesfeldherr folgende Ansprache an die versammelten Fürsten:

„Durchlauchtigste Fürsten und Bundesgenossen! In Gemeinschaft mit der Gesammtheit der deutschen Fürsten und freien Städte haben Sie sich der von des König's von Bayern Majestät an mich gerichtete Aufforderung angeschlossen, mit Wiederherstellung des Deutschen Reiches die deutsche Kaiserwürde für mich und meine Nachfolger an der Krone Preußens zu übernehmen. Ich habe Ihnen Durchlauchtigste Fürsten, und meinen anderen Bundesgenossen bereits schriftlich meinen Dank für das mir bekundete Vertrauen, und meinen Entschluß ausgesprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten.

Diesen Entschluß habe ich gefaßt, in der Hoffnung, daß es mir, unter Gottes Beistand, gelingen werde, die mit der kaiserlichen Würde verbundenen Pflichten zum Segen Deutschlands zu erfüllen. Dem deutschen Volke gebe ich meinen Entschluß durch eine heute von mir erlassene Proklamation kund, zu deren Verlesung ich meinen Kanzler auffordere."

Daraufhin trat der Reichskanzler Bismarck vor und verlas diese Urkunde:

„An das deutsche Volk! Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reichs, die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Reiches die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen.

Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in allen unseren Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen.

Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geniale Kraft seines Volkes zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterland die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Nachdem der Kanzler geendigt hatte, brachte der Großherzog von Baden das Huldigungshoch auf den deutschen Kaiser aus, und unter dem brausenden Wiederhall dieses Hochrufes schloß die weltgeschichtliche Handlung, welche am 170. Jahrestage der Gründung des preußischen Königthums die deutsche Kaiserkrone an das Haus Hohenzollern gebracht hat.

Fünfundzwanzig Jahre sind seit jener denkwürdigen Stunde in den Schoß der Ewigkeit gesunken, der Enkel des Helden derselben, des Weißbart Wilhelm, der zweite Wilhelm, sitzt jetzt auf dem deutschen Kaiserthron.

Wenn auch ein Brausekopf, der sich gar oft durch augenblicklichen Impuls zu nicht zu lobenden Handlungen hinreißen läßt, hat der jetzige Wilhelm dennoch Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck.

Unermüdlich thätig, interessirt er sich für Alles was im Reiche und auswärts vorgeht, und hat schon gar manches, hoch Segenreiches gestiftet. Daß er auch bereit ist, für das Recht anderer bedrängten Völker seine Stimme zu erheben, das hat er erst kürzlich bewiesen, als er dem tapferen „Burenvolke" in Südafrika, das sich des frechen Einfalles der englischen Schacherbanden kräftig erwehrte, seinen Glückwunsch zuschickte, und damit dem stolzen Albion einen derben Fußtritt versetzte.

Wir leben der Hoffnung, daß das deutsche Reich, aller Neider, aller Unbilden zum Trotze fortbestehen wird bis in alle Ewigkeit, wenn am Ende nicht immer in der jetzigen Form, so doch in einer anderen, vielleicht besseren.

Es mag Ihnen dieselben Dienste leisten.

Herr Fred. Miller, von Irving, Jll., schreibt, daß er ein heftiges Nierenleiden hatte und zwar auf die Dauer mehrerer Jahre. Dieses Leiden habe ihm heftige Schmerzen im Rücken verursacht und war auch seine Blase sehr angegriffen. Er versuchte viele sogenannte Nierenkuren, jedoch ohne irgend welches zufriedenstellendes Resultat Vor ungefähr einem Jahre versuchte er Electric Bitters und fand sofort Erleichterung. Electric Bitters eignet sich ganz vorzüglich zur Beseitigung von Nieren- und Leberleiden und gewährt dieses Heilmittel sehr plötzliche Genesung. Ein Versuch wird unsere Behauptung bestätigen. Preis nur fünfzig Cents für eine große Flasche und zwar in J. H. Harley's Apotheke. 6

Deutschland's großes Jubel-Jahr.

XX.

Orleans.

(Fortsetzung.)

Vorwärts ging's, und endlich hielt der Feind einmal Stand, riß nicht wieder aus, wie bei Dreux, Bellenie und den andern Plätzen.

Es war wahrhaftig ungemüthlich geworden. Bald regnete, bald schneite es, sehr selten lächelte die Sonne vom Himmelszelt hernieder, gleichsam als wäre sie selber zornig darüber, daß wir Deutschen soweit hineingedrungen in's schöne Frankreich.

Die Kilometer-Division, wie man die Heeresabtheilung ihrer aufreibenden, von Tagesanbruch bis zum Sonnenuntergang und noch länger dauernden Märsche halber nannte, hatte während dieses Abschnittes des Krieges wohl am meisten an Strapazen auszustehen und war — so eigenthümlich das auch klingen mag — wahrlich froh, daß es nun endlich einmal ernstlich zum „Klappen" kam. Das geschah denn zuerst bei dem Dorfe Villepion, am ersten Dezember, wo die Bayern leider eine Schlappe erlitten.

Sie wurde aber glänzend ausgemerzt an den folgenden Tagen.

Am zweiten Dezember bei Loigny!

Folgendes entnehmen wir aus den Beschreibungen der Mitkämpfer und den statistischen Berichten des großen Generalstab's.

Zuerst hat der bayerische Hauptmann Tanera das Wort, waren es doch wieder die Bayern, welche die blutige Schlacht vom zweiten Dezember einleiteten und zur Gewinnung des Sieges wahrhaft kräftig beitrugen.

Er schreibt:

Die Sonne ging mit jenem halb durch Nebel verschleierten Glanze auf, der auf weitere grimmige Kälte schließen läßt. Aus Nordost pfiff es so schneidend, daß Jedermann schleunigst in südwestliche Richtung schaute, wenn er nicht unbedingt gezwungen war, sich nach einer anderen Seite zu drehen, um den eisigen Hauch des unbarmherzigen Boreas wenigstens nicht mit dem Gesichte auffangen zu müssen.

Das war aber gut; denn von Südwesten her stand ja unser Feind zu erwarten, und darum mußten wir ja an und für sich unsere Blicke dorthin wenden. Die ersten Strahlen der leuchtenden Himmelskönigin fanden die Bayern von der Tanns schon lange munter, denn seit 6½ Uhr war das Armeecorps bei La Maladerie versammelt. Dabei trippelte und drehte sich ein Jeder auf dem Platze herum und stampfte mit den Füßen, um sich nicht die Füße zu erfrieren, die Ohren steckten fast überall in den irgendwo requirirten französischen Kapuzen und für den Schutz der Hände erfanden schlaue Köpfe alle nur möglichen und unmöglichen Mittel. Am gescheidtesten machte es der Jägergefreite Möpele. Der hatte in irgend einem „Schatole" (Schateau) zwei hübsche Federbankkissen „gefunden", hing sich dieselben vermittels eines Strickes um den Körper, machte einen Schlitz in die Ueberzüge und fuhr mit den beiden Händen sofort mitten in die Federn, wenn ihm das Kommando „Rührt Euch" dies erlaubte.

Gegen acht Uhr traf ein Generalstabsoffizier des Großherzogs ein und brachte uns den Befehl zum Vormarsch in südlicher Richtung. Kaum hatten sich die ersten Bataillone in Marsch gesetzt, so balancirten schon Reiter mit äußerst wichtigen Meldungen daher. Galoppieren konnte man nämlich die Gangart ihrer armen Pferde nicht nennen. Die guten, treuen Thiere trugen ja noch die glatten, überdies recht abgelaufenen Sommer-Hufeisen. Wie sich ein Reiten mit solchem Beschlage auf gefrorenem Schnee und auf Eisflächen ausnimmt und mit welchen Gefahren es verknüpft ist, kann sich ein Mensch, der nie zu Pferde gesessen, garnicht vorstellen. Jeder Reiter aber weiß es; es ist schaurig.

Aber die Chevaulegers kamen doch an und berichteten, daß ganz gewaltige französische Massen gegen uns im Anmarsch seien.

General Chanzy ließ ebenfalls um 8 Uhr seine 2 Division gegen Loigny, die 3. auf Lumeau vorrücken und die erste als Reserve folgen.

Oestlich Beauvilliers liegt das Schloß Goury, dessen Parkmauer eine gute Stellung zur Bestreichung des Vorgeländes bietet. Dorthin wandten sich die Spitzen des Feindes.

„Das 3. Bataillon des zehnten Regiments soll den Park von Goury Chateau vor den Franzosen besetzen!" lautete der Regimentsbefehl! Und voran stürmten die braven Bayern.

Furchtbar dezimirt wurden ihre Reihen von der Artillerie und Infanterie des Feindes, der sich ihnen in gewaltiger Uebermacht entgegen warf.

Schließlich mußten sie zurückweichen. — Die andern Bataillone der vierten Brigade (mit Ausnahme der zweiten vom 13. Regiment und der siebenten Jäger) wies die französische Avantgarde ab. Nun fuhren die Geschütze der 2. bayerischen Division auf und bald begann wieder das gewaltige Concert, dessen lufterschütterndes Getöse weithin vermeldete: „hier zerfleischten sich Menschen!"

Meldet ein Berichterstatter vom siebenzehnten Corps:

Von neun Uhr ab wogte der Kampf mit abwechselndem Erfolge für Bayern und Franzosen; um zwölf Uhr waren letztere aber entschieden im Vortheil und die ersteren zogen sich in hellen Haufen zurück.

Dies war der Moment, in welchem die 17. Division Hülfe bringen konnte; General von Treskow befahl dem Gros, den Angriff auf des Feindes rechte Flanke und die Wegnahme von Loigny (12 Uhr Mittags.)

General von Kottwitz sprengte an sein Bataillon heran und rief unter dem Getöse der platzenden Granaten:

„Kameraden, jetzt müssen wir vorwärts; die Bayern sind zurückgegangen die Kanonen nützen nichts mehr! Zeigt, daß Ihr Hanseaten seid! Folgt dem Vorbilde Eurer Väter!"

Ein donnerndes Hoch auf Seine Majestät den König und Kriegsherrn war die Antwort.

Dann ließ General von Kottwitz eine Viertel-Schwenkung rechts machen, welche wie auf dem Exercierplatze ausgeführt wurde, zog die Bataillone auf ganze Distanzen auseinander und — vorwärts, vorwärts ging es auf die Flanke langer feindlicher Linien auf Loigny zu.

Es war eine weite, freie Ebene, die zu durchschreiten war; keine Terrainwelle war hier vorhanden, um Schutz zum Halt zu bieten auf der mehrere tausend Schritt langen Bahn kühnen, unaufhaltsamen Vordringens. Des Sieges gewiß, im raschesten Schritte, umtobt von des Feindes tödlichen Geschossen drangen sie vorwärts, diese 3000 Mann; an ihrer Spitze General von Kottwitz und Oberst von Neumann, sowie die Bataillons-Commandeure.

In dem Eifer des Angriffs gingen die Treffabstände noch und nach verloren; kein Bataillon wollte dem andern den Ruhm zugestehen, das erste am Feinde zu sein.

So kam es, daß Oberst-Lieutenant von Bochm seine Füseliere rechts neben das erste Treffen (zwei Compagnien 75ger und die zweite und dritte Compagnie des 76sten Regiment) führte, während das 2. Bataillon, durch Major von Gayl, in Halbbataillone formirt, sich links neben die zwei Compagnien des ersten Bataillons schob. Weiter links bewegte sich Hauptmann von Trapp mit dem bisherigen Vortreffen (drei Compagnien,) um, wie ihm speciell befohlen war, die Sicherung gegen Neuvilliers Ecuillon und die Aufrechterhaltung der Verbindung mit Lumeau zu übernehmen.

Angriffsobjekte waren für die Füseliere die auf Goury immer noch avancirenden feindlichen Truppen, für die Musketiere das Dorf Loigny.

Während der Bewegung zog Oberst-Lieutenant von Bochm die 10. Comtreffen aus einander, die 12. Compagnie folgte rechts. Die 2. und 3. Compagnie blieben als Halb-Bataillon formirt.

Die 5. und 8. Compagnie schwärmten vor dem Halbbataillon und bildeten mit den Schützenzügen desselben verbunden eine wirksame Angriffskette.

Die französischen Generäle wurden von diesem Stoße ganz unvorbereitet betroffen; ihre avancirenden Bataillone sahen sich plötzlich von vernichtenden Geschossen überschüttet und in der Flanke durch lange, mit weitschallendem Hurrahruf heranstürmenden Linien bedroht. Man versuchte kurzen Widerstand, dann machte Alles Kehrt, stürzte auf Fougeu und auf Loigny zurück, und mit dem Feinde zugleich drangen unsere Tapferen in seine Stellungen ein.

Den Bayern war in einem kritischen Gefechtsmoment wirksame Unterstützung zu Theil geworden; die durch den Kampf der Vormittagsstunden bereits erschütterte französische Division war jetzt derartig geworfen, daß sie sich in Unordnung in der Höhe des Schlosses von Villegoin befand; das ganze Dorf Fougeu und die Hälfte Loigny's, des Hauptstreitobjectes, befand sich in den Händen der Sieger.

Aber nicht ohne blutige Opfer wurde der Sieg errungen, und bis man sich desselben erfreuen konnte, dauerte es noch eine ganze Weile.

Die Bayern, welche am Morgen zurückgeworfen worden, übersahen leider das hastige Vordringen der Hanseaten und Mecklenburger und sandten, nachdem dieselben bereits Loigny eingenommen hatten, noch Bombe auf Bombe in das unglückliche Dorf hinein und tödteten und verwundeten dadurch viele brave deutsche Krieger. General von Kottwitz sandte Adjutant auf Adjutant ab an die Verblendeten, aber erst nach Verlauf von beinahe zwei Stunden, schwiegen die bayerischen Geschütze.

Der Kampf dauerte fort bis zur späten Nachtstunde, und als er endlich zum Beschluß gebracht worden, bot das Feld, auf welchem er ausgetragen worden, einen wahrhaft grausigen Anblick. Ueberall lagen Todte und Verwundete umher, vom Himmel fiel der Schnee hernieder auf die eisigen Felder, sie mit einem dichten Leichentuch bedeckend, und gleich riesigen Fackeln beleuchteten sieben in der Runde brennende Dörfer das traurige Gemälde.

„Die für mich furchbarste Erinnerung an den zweiten Dezember," schreibt der damals als Adjutant fungirende, jetzige Hauptmann Tanera, „war, als ich über das Blachfeld ritt, ein preußischer Musketier, der auf einem Feldstein saß, grell beleuchtet von den Flammen des brennenden Loigny' und immerfort rief: Hat denn kein Mensch Erbarmen mit mir und schießt mich todt! Gebt mir doch ein Gewehr! — Dem Unglücklichen waren beide Augen und die Nase von einem Granatstück weggerissen. Mich schauderte es bis in's innerste Mark hinein! Ich versuchte es, anzutraben. Mein armes Pferd vermochte es nicht. Seit 11 Stunden trug es mich, und hatte seit 24 Stunden nichts gefressen.

Unsere Vorposten standen auf den äußersten Theilen des eroberten Schlachtfeldes, die der Franzosen nicht weit davon. Es herrschte aber trotzdem verhältnißmäßige Ruhe. Beide Theile waren zu sehr Bergung ihrer Verwundeten beschäftigt und beide — gestehen wir es offen, auch wir — zu erschöpft. Am nächsten Morgen sollte es ja wieder losgehen. Dazu brauchte man neue Kräfte und deshalb wurde es in den Biwaks und Kantonements bald stille.

Auf dem Schlachtfelde auch? — Wen dort die Krankenträger nicht bald erlösen konnten, den tröstete für immer der treuste Freund der Leidenden, der Tod. Kälte, eisige Kälte und Schlaf waren seine Bundesgenossen."

Mehr als 4000 Todte und Verwundete kostete der zweite Dezember hüben und drüben. Die Deutschen machten außerdem 2500 unverwundete Gefangene und eroberten 9 Geschütze.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus Nebraska.

Ein wichtiger Bericht.

Ein Verlust u. ein Gewinn.

Lebanon, Neb. Wir glauben nicht, daß nachfolgende Mittheilung eines Kommentars bedarf, wir geben dieselbe daher in den Wortlaut eines Briefes an Dr. Peter Fahrney in Chicago, Jll. Herr J. H. Huntzinger schreibt: Ich hatte ein akutes Magenleiden. In Folge dessen waren Leber und Nieren ebenfalls angegriffen. Der beste Arzt unseres Ortes, der mich täglich besuchte, konnte nichts für mich thun. Nach einem stetigen Krankenlager von 7 Wochen konnte ich zwar eine geringe Zeit auf sein, jedoch waren die Schmerzen ärger als zuvor. Schüttelfrost stellte sich ebenfalls ein und ich wurde schwächer und schwächer.

Ich verlor allen Lebensmuth u. mein Nervensystem kam aus Rand und Band so daß mich das geringste Geräusch in Aufregung versetzte. Ich erklärte dem Doktor frei heraus, daß ich alle Hoffnung aufgegeben habe, und daß er nicht mehr zu kommen brauche, da er ja doch einmal sterben müsse, wolle ich nicht voll mit Drogen sterben.

Durch einen glücklichen Zufall erhielt meine Mutter ein Exemplar vom „Krankenbote." Sie las es sorgfältig durch und suchte mich zu veranlassen, den Alpenkräuter Blutbeleber zu gebrauchen. Zur selben Zeit las ich in Religious Telescope das Zeugniß eines Mannes welcher den Alpenkräuter Blutbeleber eingenommen hatte. Diese beiden Umstände erweckten in mir das Vertrauen und somit den Wunsch das Mittel zu probieren.

Wir schickten für ein Probekistchen. Es nahm nicht lang bis es ankam, aber dennoch schien mir die Zeit unendlich lange. Mein Zustand war zu der Zeit so erbärmlich, daß ich weder essen noch schlafen konnte und unsägliche Schmerzen im Rücken, im Kopf, den Armen und Gliedern hatte. Ich würde den Tod als meinen Erlöser bewillkommt haben. Ich verlor 25 Pfund an Gewicht und die Hauptsorge war täglich [illegible] können wie seinen Appetit reizen? Mein Puls war 120, meine Temperatur 104 2/10.

Ungefähr 4 Uhr Nachmittags kam mein Vater mit dem Kistchen Blutbeleber an. Man [illegible] auf meinen Wunsch sofort an mit dem Mittel [illegible]. Das war Montag früh. Schon den nächsten Morgen fühlte ich Linderung. Ich fuhr mit der Medizin fort und meine Besserung machte Fortschritte. Donnerstag wachte ich mit einem wahren Heißhunger auf nach einem starken Schlaf und aß ein gutes Frühstück. Mein Zustand wurde so zufriedenstellend, daß ich schon am Freitag auf's Feld gehen konnte und seitdem arbeite ich täglich 12 bis 13 Stunden ohne Beschwerden. Jetzt heißt es: Wo können wir genug hernehmen um seinen Hunger zu stillen? Ich fahre jedoch fort den Blutbeleber in geringen Dosen zu nehmen. Ich danke Gott, daß es einen Dr. Peter Fahrney giebt und daß seine wunderbare Medizin in meinen Besitz gelangte. Jedermann steht mir bei, daß ich heute nicht mehr da wäre, wäre es nicht für den Alpenkräuter Blutbeleber gewesen —

Unsere Handelsflotte.

Die Schiffahrt auf unseren Binnengewässern und längs der Küsten hat sich, namentlich in den letzten Jahrzehnten großartig entwickelt. Der Gehalt der in derselben thätigen registrirten wie nicht registrirten Fahrzeuge hat jetzt acht Millionen Tonnen erreicht und ist größer als der Gehalt der auf demselben Felde beschäftigten Fahrzeuge in Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien zusammengenommen. Im Jahre 1892 gehörten 3,500,000 Schiffstonnen dazu, unseren Frachtverkehr auf dem Mississippi allein zu bewältigen, und im Jahre 1893 wurden die Schleusen zu Sault Ste Marie im Verlaufe von acht Monaten von Fahrzeugen durchfahren, die zusammen einen Gehalt von 11,000,000 Tonnen aufzuweisen hatten, volle 2,000,000 Tonnen mehr, als der Schiffsverkehr des ganzen (selben) Jahres durch den Suezkanal. Auf diese Daten wies bei dem Bankett, welches zur hundertjährigen Feier des ersten Handelsvertrages mit England kürzlich in New York stattfand, Senator Frye, von Maine, hin.

Die Ausfuhr und Einfuhr der Ver. Staaten erreichte, wie der Redner ausführte, im Jahre 1892 den ungeheuren Werth von $2,000,000,000, es gehörten 750 Fahrzeuge mit 2,300,000 Tonnen und einer Bemannung von 43,000 Köpfen — Fahrzeuge im Werthe von $170,000,000 — dazu, um diese gewaltige Waarenmasse zu befördern. Unser Land stellte hiervon nur 88 Fahrzeuge mit knapp 5000 Mann. Wir bezahlten an fremde Länder, hauptsächlich an England, $500,000 in Gold per Tag für die Beförderung dieser Waaren und unserer Passagiere. Vor ein paar Jahren zeigte die New Yorker Produktenbörse in einem Bericht, daß im Jahre 1889 1996 Fahrzeuge, die sämmtlich mit amerikanischen Getreide- und Brodstoffen befrachtet waren, aus dem New Yorker Hafen ausliefen, und daß von diesen nahezu 2000 Fahrzeugen nur 4 unter amerikanischer Flagge segelten. Vergangenes Jahr clarirten nur zwei amerikanische Fahrzeuge von dem Welthafen Liverpool aus nach der ganzen atlantischen Küste und kein einziges nach den großen Häfen Hamburg und Bremen.

Es gab eine Zeit, wo die Handelsflagge der Ver. Staaten in allen Meeren zu finden, die Clipperschiffe der New England Staaten als Schnellsegler berühmt waren. Dann aber kam der Krieg und gleichzeitig auch die Verdrängung der hölzernen Schiffe durch eiserne, worin England, bei dem damaligen Stand unserer Eisenindustrie und mit billigeren Arbeitskräften uns leicht überflügeln, einen großen Theil des überseeischen Transport an sich reißen konnte. Bekanntlich besteht ein Gesetz, welches im Auslande gebaute Schiffe von der Registration in den Listen der einheimischen ausschließt, so daß sie nicht unter amerikanischer Flagge fahren dürfen. Die Aufhebung desselben ist schon mehrfach beantragt, aber bisher stets mit Rücksicht auf die wünschenswerthe Entwicklung des einheimischen Schiffbaues abgelehnt worden. Versuchsweise wurde vom vorigen Congreß die Uebernahme zweier englischer Oceandampfer der Amerikanischen Linie unter der Bedingung gestattet, daß zwei gleiche Schiffe auf amerikanischen Werften gebaut werden mußten. Durch den Bau unserer Kriegsflotte und bei der hohen Entwicklung unserer Eisen- und Stahlindustrie, die bereits Panzerplatten für das Ausland zu liefern vermag, ist die Fähigkeit der einheimischen Schiffbauer, mit den ausländischen in Wettbewerb zu treten, aber genügend erstarkt.

Prinz Heinrich.

Aus dem Seemannsleben des Prinzen Heinrich von Preußen wird folgendes Geschichtchen erzählt:

Als der Prinz die „Irene" befehligte, hatte er drei Hunde an Bord, auf die er sehr viel hielt. Eines Tages während das Geschwader in Gibraltar ankerte, wurden die Hunde ans Land geführt, um sich einmal gehörig auszulaufen. Dem Steuermannsmaat, der sie führte, entkam dabei einer der Teckel. Der Prinz empfand den Verlust sehr schmerzlich und er setzte alles daran, das Thier wiederzubekommen. Allein, obwohl sogar die englische Garnison von Gibraltar aufgeboten wurde, den Hund zu suchen, hatte man ihn doch noch nicht wiedergefunden, als die „Irene" die Anker lichten und nach Spezia abdampfen mußte.

Prinz Heinrich bat daher den deutschen Consul in Gibraltar, ihm den Teckel, wenn er gefunden werden sollte, mit einem der nachfolgenden Schiffe des Geschwaders nachzusenden. Während der Prinz in Spezia weilte, traf der Hund mit dem Flaggschiff „Kaiser" [illegible]. Der deutsche Konsul, dem er eingeliefert worden war, hatte ihn verpflegt, bis der „Kaiser" in See stach.

Diese Pflege gab jedoch die Veranlassung, daß der Prinz den eben Wiedergefundenen doch dauernd verlieren sollte. Die Tochter des Konsuls, ein Mädchen von 18 Jahren, hatte das Thier liebgewonnen und dieses hatte sich während der zweiwöchigen Pflege sehr an die junge Dame gewöhnt. Die Konsulstochter faßte sich daher ein Herz und ließ den Prinzen bitten, ihr den Teckel zu überlassen. Dieser Bitte entsprach der Prinz, obwohl er den Hund nicht gern entbehren mochte, sobald die „Irene" wieder in Gibraltar einlief. Seitdem befindet sich der Teckel in der Familie des Konsuls.

Der „Arizona Kicker"

schreibt:

— Ewige Wachsamkeit, ist der Preis der Freiheit. Gewisse Personen, auf den Erfolg des „Arizona Kicker" eifersüchtig, scheinen von der wahnwitzigen Idee befallen zu sein, daß Sie uns ruiniren könnten. Sie täuschen Sich. Wir sind ewig wachsam und stets bereit und im Stande, alle gegen uns gerichteten Angriffe, welcher Art sie auch sein mögen, abzuschlagen. Wer uns ein Bein stellen will, muß sehr früh aufstehen; und selbst dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß er, bei dem Versuch, uns zu werfen, über seine eigenen Beine fällt.

Wir waren nicht wenig erstaunt, als letzten Mittwoch, am Tage vor dem Erscheinen des „Kicker" bis Mittag auch nicht ein einziger unserer Mitarbeiter aufgetaucht war. Sollte die Bande, so dachten wir, ob der Neujahrsfeier den „Kicker" vergessen haben? Doch nein, das wäre ihnen beim besten Willen nicht möglich gewesen, denn Keiner von ihnen besaß des Nervus Rerum genug, um sich auch nur einen halben Affen zu kaufen. Stunde auf Stunde verging und Holland war in großer Noth, denn um drei Uhr Nachmittags mußte die Auflage auf der Post sein. Da zeigte sich denn der Redakteur des „Kicker" in seiner ganzen Größe. Mit Hülfe eines Halfbreed, der seit sechs Wochen von dem Lunch im „Blutigen Scalp" gelebt hatte, jagten wir die ganze Ausgabe allein durch die Presse, besorgten das Verpacken und erledigten in Zeit von drei Stunden die Arbeit, welche für gewöhnlich fünf Mann sechs Stunden lang Beschäftigung gibt. Dann aber, nachdem wir uns in gehöriger Weise gestärkt, gingen wir aus, um die Collegen aufzustöbern. Wir durchsuchten eine Wirthschaft nach der anderen, waren jedoch nicht wenig erstaunt nirgendwo auch nur eine Spur von den Kerlen zu entdecken. Unser Assistent für das landwirthschaftliche Department war gegen zehn Uhr Morgens mit seinen Genossen im „Blutigen Scalp" gewesen und hatte einmal, aber nur einmal — auffahren lassen, wofür der Barkeeper aufkreiden mußte. Dann waren sie in der Richtung des Courthauses abgezogen.

Jetzt ging uns ein Seifensieder auf! Die Persönlichkeit welche seit sechs Wochen dort den Richterstuhl drückt, ist uns nicht grün, weil wir am Tage nach ihrer Ankunft einige Bemerkungen wie „Shyster," „Shylock," „Halsabschneider," „Sing-Sing" etc. hatten fallen lassen. Wir eilten schnurstracks ins Courthaus.

Richtig: da saß die ganze Sippschaft in der Calaboose. Willie, unser Druckerteufel, war des Morgens mit den anderen in den Saal getreten, ohne die Kappe abzunehmen. Seine Ehren ließ die Kerle vom Marschall ergreifen und vor den Richterstuhl schleppen, wo er jedem 24 Stunden Haft aufbrummte.

Er glaubte damit das Erscheinen der Neujahrsnummer des „Kicker" zu verhindern. Allein er täuschte sich — wie Figura zeigt.

Wir werden nächstens mit ihm abrechnen. Haben vorläufig seine Personalbeschreibung an alle Behörden der östlichen Großstädte gesandt.

„Made in Germany".

„Made in Germany", so schreibt der Telegraph eines der großen Blätter Londons— „ist jetzt die anerkannte Handelsmarke für Chemikalien in der ganzen Welt. Die aus Kohlentheer gewonnenen Färbstoffe und Nebenprodukte sind ein Zeugniß dafür oder, wie Bacon sich ausgedrückt haben würde, ein „brennendes Beispiel". Wie gesagt, „die Leute im Vaterland" haben uns diesen Handelszweig aus den Händen gerungen. Gehn wir z. B. nach Elberfeld, was sehen wir da? Neben den Farbenfabriken, Etablissements erster Klasse: ein Laboratorium, desgleichen in London nicht zu finden ist. In diesem Laboratorium sitzen sechzig erfahrene Chemiker. In der Badischen Anilin und Soda Fabrik, wo 78 Chemiker fortwährend an der Arbeit. Ein Sachverständiger erklärte neulich der Gresham-Untersuchungskommission, daß keine englische Farbfabrik mehr als sechs Chemiker beschäftige. Die Chemiker in den deutschen Fabriken sind unermüdlich mit Analysen und Forschungsarbeiten beschäftigt. Auch der Preis des Fortschritts ist ewige Wachsamkeit. Sie untersuchen jede Spur, benutzen jede Andeutung, die aus England, Frankreich, Italien oder Amerika kommt. Jedes neue Material wird probirt, jede dabei gemachte Entdeckung oder Verbesserung sofort patentirt. Die größten Werke in Hoechst stellten im Jahre 1890 von 1700 bis 1800 Färbstoffe her. 3000 Arbeiter, 70 Chemiker und 12 Ingenieure sind dort beschäftigt. Eine einzige Firma in Offenburg beschäftigt neben ihren 300 Arbeitern 45 Analytiker. Man ist in Deutschland eben zu der Einsicht gekommen, daß Versuche, die im großen Maßstabe angestellt werden, die beste Gelegenheit zu Entdeckungen darbieten. Wie bei der Herstellung von Leuchtgas das Anilin entdeckt wurde, so gab die Lauge des Seifensieders das Jodin, so wurden Bromin, Caesium, Selenium, Thallium, Gallium und Germanium gefunden. Der „Chemiker" jenseits des Rheins sucht immer nach Neuem. Er fand das Benzidin und die Azo-Farben, das erstere gab Congo-Roth und Chrysamin, letzteres die wichtigste Erfindung der Neuzeit, soweit die Färbung der Baumwolle in Betracht kommt."

— Bradford, ein Dörfchen in der Nähe von New Haven hat ein eigensinniges Ehepaar. Sie heißen Burke und sind seit 23 Jahren verheirathet. Im Jahre 1878 zankten sie sich und seitdem hat — bis vor sechs Wochen keins das andere auch nur eines Wortes gewürdigt. Mrs. Burke nahm ihre Mahlzeiten allein ein und Burke pflegte seine Wäsche nach einer alten Negerin zu tragen. Vor sechs Wochen waren die Nachbarn erstaunt bei den Burke's einen Höllenspektakel zu hören. Burke war aus der Rolle gefallen und jagte fluchend seine „Alte" im Hause umher. Als er sie in die Enge getrieben ergriff sie einen Besen prügelte ihren Mann durch und ließ ihn verhaften. Er mußte $3.00 Strafe und die Kosten bezahlen. Das hat ihn geärgert. Die Nachbarn hegen Hoffnung auf Versöhnung der Beiden. „Sie zanken sich doch wenigstens wieder!" heißt es.

— Gegen das Schlucksen sind schon viele Mittel empfohlen worden, allein nur wenige pflegen zu helfen. Das Schlucksen kann unter Umständen gefährlich werden, wie bei einem Manne Namens John Miller in Brunswick, N. J., der es vier Tage lang hatte. Da ging seiner Mutter ein anonymer Brief zu mit der Empfehlung, dem Patienten alle zehn Minuten ein Stück Zucker mit zwei Tropfen Kaffien-Oel zu geben. Die Frau folgte dem Rath. Das Schlucksen dauerte bis zur zweiten Dosis, dann war es vorüber.

In New York hat sich dieser Tage eine Geschichte ereignet, welche nach Ansicht hervorragender Advokaten weittragende Folgen haben wird. Vor einigen Monaten ließ ein junges Frauenzimmer namens Aud den Kaufmann Walter L. S. Langermann verhaften. Die Aud, eine Buchagentin, war in Langermann's Office gewesen und behauptete später, daß Langermann ihr Gewalt angethan. Der Mann wurde unter $10,000 Bürgschaft gestellt, letzte Woche überführt und zu einer Zuchthausstrafe verurtheilt. Da ereignete sich das Unerwartete: die Aud brach zusammen und legte freiwillig das Geständniß ab, daß die ganze Geschichte erlogen gewesen. Sie wurde sofort des Meineids angeklagt und Langermann freigelassen. Advokaten erklären, daß dies Ereigniß für die Zukunft Ueberführungen bedeutend erschweren, wenn nicht unmöglich machen würde.

Die Aerzte des Homeopathischen Hospitals in Philadelphia bringen eine neue Art der Chloroformirung in Anwendung. Sie verbinden die Chloroformdämpfe mit Oxygen und in kurzer Zeit tritt eine vollkommene Narkose ein — ohne Brechreiz. Das Oxygen soll die bisherigen Gefahren der Chloroformirung zum größten Theil beseitigen.

— Der neuesten Mode gemäß tragen in New York die Frauenzimmer jetzt Spazierstöcke. Ein reiches Fräulein aus „tonangebender" Familie hatte vorigen Sommer das Unglück sich den Fuß zu verstauchen. Die Verletzung ist überstanden allein da der Fuß noch immer schwach ist, so bedient sich die junge Dame eines Stockes als Stütze. Neulich erschien sie, so ausgerüstet in der Pferdeausstellung. Jetzt schreiten alle New Yorker „Belles" gravitätisch mit Spazierstöcken einher.

Muß unfehlbar jeder Strickerin gefallen,
Das Schwarze ist das einzig waschechte

und es
Strickt weiter und
Hält länger
als irgend ein anderes Garn.

Ein werthvolles illustrirtes Handbuch über Strickkunst, 200 Seiten, wird an Jedermann gegen Einsendung von vier Zinnfeit-Tickets von Fleisher's Strick-Wolle, und 7 Cents für Bezahlung des Porto, frei geschickt.

Adressire: Fleisher's Worsted Works, Philadelphia.